

Diplid, mein Land.

roman von Erla N. eberg.

(12. Fortsetzung.)

Der Vorhang war gefallen. Berausender Beifall rauschte durch das Haus.

„Welcher Lieb ich mit fortziehen. In einer Säule blieb er stehen.“

Interesslos sah er den Menschenstrom an sich vorbeischießen. Beachtete nicht, daß er häufig begrüßt wurde, und daß manchen Frauen und Kindern eleganten Mann streifte.

Er fühlte nichts als die innere Einsamkeit und darin Adelsleid. Hinter ihm unterhielten sich zwei Herren. Diether hörte den einen sagen:

„Nimmersade, ich muß jetzt fort. Blicke gern bis zum Ende. Menginisch ist doch ein Praktiker! Donnerwetter nochmal, 'nen Engel vom Himmel bringt er zu Fall!“

Der andere lachte. „Es war Doktor Albin laut, dreiste Stimme. Gerade blüde ist er auch nicht. Lediglich nicht ich Sie wohl begleiten. Das Beste haben wir gehabt. Bräutigam, diese nämlich, schenkt ich mir gern.“

„Wieso denn?“
„Zuvorig Stimme und zueitel Hiesig.“

„Aber ich bitte Sie, Albin, das Dreifache doch.“
„Zunächst allein bei mir. Will auch was sehen. Warte lieber, bis die Leinwand die Rolle hat. Krachfrauentimmer, sag ich Ihnen! Der Wuchs! Und dies Bombenquitt, gleich hier anzukommen. Natürlich mit und durch Menginisch. Na, er weiß schon, was er tut. Ich danke, solche Partinerin! Aber sie kann auch lachen! Segel sibel in Menginischs Kniegänger und bezahlt nebenbei doucement des Herrn Gemahls Schulden.“

Ich weiß von der Geschichte nur Bruchstücke. Wie kommt die Leinwand eigentlich an Menginisch?“
„Alte Beziehungen. Selbstredend ideale. Sie wollte schon früher zur Bühne, sagt man. Nun realisiert sich das. Nozgedrungen. Gemahl Schulden halber um die Ecke. Na, einer muß doch ran ans Verdienen. Höflich bequem! Schwäne Frau — na ja, wozu selber!“

Den Rest, ein ähnliches Wort, sprach er schon im Weitergehen.
Diether blieb ihnen auf den Fersen. Das Foyer war leer, die letzten Logentüren klappten zu.

Während die Herren laut lachend ihre Hüte aufsetzten, stand er plötzlich vor ihnen, Auge in Auge mit Doktor Albin.

Der, selbundenlang ein bisschen verblüfft, vollendet lächelnd ein Witzwort.

Da hob Diether die Hand und schlug ihn ins Gesicht und warnte ihm den Rücken, als sei nichts geschehen.

Er hatte noch nicht zwei Schritte gemacht, als ihn die beiden Herren nachhitzten.

Sofort blieb er stehen, hochaufgereckt, ein wunderliches Lächeln des Spottes, der Befriedigung auf den Lippen.

Dies Lächeln umspielte noch seinen Mund, nachdem der übliche Kartenwechsel zustande gekommen und er heimwärts ging durch die milde Nacht, in der schon Frühlingsschaukeln und Frühlingsschnecken lebte und tobte.

Die trübten, schmerzlichen und mattmachenden Gedanken, sonst keine steilen Begleiter, harrten sich auf seiner Stirn zu eisernem Willen. — Und dann fanden sie sich auf einer Höhe des Grünevalds gegenüber.

Pistolen, bis zur Kampfunfähigkeit — natürlich.

Der übliche letzte Vermittlungsversuch — das Ueberflüssigste der Welt in Anbetracht der sinkenden, verbissenen, jeden Entgegenkommen abgewiegten Enschlossenheit der Gegner — Scheiterte, wie fast immer.

Und dann ein kurzer Anruf, so gleichzeitig, daß es wie ein Schußklang — und drüben stand Doktor Albin unbeelegt, und hier warf Diether Lodini die Arme hoch und fiel vornüber auf sein Gesicht.

Erschrunden sprang sein Sekundant zu und der Arzt.

Beaufam legte man ihn auf den Rücken, unterlegte: Stumpf in die Brust.

Nun lag er in der Klinik. Die Augen waren geschlossen und glücklich betäubungslos. Sie hatte die rechte Lunge gestreift, und wenn sie auch zum Glück keinen unheilbaren Schaden angerichtet, so stand doch immerhin ein längeres Krankenlager bevor und für später äußerster Schonung.

„Arbeitsfähig?“ antwortete man ihm auf seine Frage. „Na ja, es kommt auf die Arbeit an. Dienst tün könnten Sie unter keinen Umständen mehr. Ruhe, Schonung, Pflege! Dann können Sie binnen ein paar Jahren wieder aus dem Bunde der Leidenden aussteigen.“

Und Diether lag und überdachte die drei Partosen, die fortan sein

Leben regieren sollten. Adelsleid kam. Zu Tode erschrocken, der Bergweisung nahe.

„Reint Abnung! Oh, ich hab's gehabt!“ jammerte sie auf, als sie die Anklagebotschaft in den Händen hielt.

Eisige Schauer gingen durch ihr Herz, und zwischen Angst und Qual die Frage: „Wozu das sein? Warum geschah es? O Diether, Diether, tonntest du's uns nicht ersparen?“

Der sah aus seinen Kissen mit selbstsam gestörten Blicken zu der zitternden Frau auf. Es war so viel mehr Ruhe in seinen Augen — und so viel weniger Liebe. Oder war sie doch da? Tief verstört? Fühlte nur die Leidenhaftigkeit?

Adelsleid fiel vor dem Bett auf ihre Knie. Ganz nahe starrte sie in sein durch Leiden fremdes, so wunderlich fremdes Gesicht.

Die Tränen blendeten sie, so daß sie nicht sah, welche Bewegung durch Diethers scharf und spitz geordnete Züge ging. Sie tappte herum in einer fürchterlichen Dunkelheit, wußte nichts Bestimmtes, achte nur Schreidliches, dessen Ursache sie selbst sein konnte, etwas, das sie mit Schuld besudelte ohne ihr Wissen und Zutun.

Was sagte ihr dieser Blick, in dem die alte, heiße, flümmliche Leidenschaft erloschen schien? Sie schauderte. Sprach er von einer Antlagesprache von dem Letzten, dem Jüdischen Grenzenlos, erschlappende Angst preßte ihre Herz, umschürte ihre Kehle.

„Diether! Diether!“ stöhnte sie, den Kopf nahe dem seinen in den Kissen. „Warum? Warum, Diether?“

Sie rang mit aller Kraft nach Auflösung. Die Vernunft stellte ihr den Wahnsinn, einen Kranken beratig aufzutreten, zehnmal vor, aber sie konnte nicht anders.

„Wenn dies der Tod ist! Wenn er von mir ginge, so fremd, so kalt, jetzt schon nicht mehr mein!“

Ihr Herz schrumpfte, und der Verstand schwand.

Aber Diethers Kraft war größer, als sie ahnte. Er wachte genau, die Lippen sprach die Wahrheit: sein Leben stand nicht in Gefahr; aber sich rühren können, leben, arbeiten in uns bestehen, was ich aufrecht gegen jene uns Unghmpathischen.

Er legte seine Hand an ihre Wangen. Es war neben Trost eine Liebestosung darin, sie fühlte es mit unendlichem Glück. Diether schmiegte sie ihr Gesicht an das seine.

Er atmete schwer, dann bekam er Gewalt über seine Stimme.

„Adelsleid!“ Sie zuckte; Adelsleid nicht Heide! Er sprach langsam, aber sehr deutlich weiter. „Ich möchte hier so bald wie möglich fort.“

Es kostete viel und peinigt mich. Wir haben die alte Wohnung ja noch für einen Monat. Richte dich ein, daß ich dorthin kann. In acht Tagen spätestens, denke ich.“

Felsenhaft fiel von ihrer Seele. Sie würde ihn haben, ihn pflegen dürfen! Sie schlugte vor Bestimmung. Ihre Tränen und Küsse stelen auf seine Hand.

Diether, mein Diether! Mein alles! Mein Einziger! Daß ich dich habe! Daß ich dich pflegen darf! Daß du so still gesund werden, so bald, so schnell! Ich kann dich pflegen! Du wirst es schon merken!“

Sie sprach und erschöpfte sich in Trost und Plänen und Zusicherungen und verzagte, daß sie keinen Feindnis beschaf, um auch nur einen Tag davon ausführen zu können. Daß er überhaupt noch da war, leben würde — weiter konnte sie nichts fühlen und begreifen. Sein Leben, welches Glück! Seine Pflege, welche Wonne!

Die Ueberführung in ihre erste Mietwohnung ging lotterlich nach mehreren Tagen vorstatten. Die letzte Hälfte ihm lieber noch behalten, aber Diether wollte nicht. Er regte sich auf, und so ward er mit aller zu Gebote stehenden Vorsicht zu seiner Frau geschickt.

Nun pflegte ihn Adelsleid. Aber bald stand sie draußen in der kleinen Küche, wo sie die kräftigen Speisen für ihn bereite, und fragte sich verzweifelt: Wozu?

Das letzte Geldstück war ausgegeben, die Kleinigkeiten längst noch nicht bezahlt; auf Rechnung wollten die Kaufleute nichts mehr verabfolgen — in Berlin zog der gute Name mehr nach oben als nach unten, wenn der solide goldene Hintergrund fehlte.

Ihr Schmach war bis auf glimmlich wertlose Kleinigkeiten gleich nach der Katastrophe mit Horribig Lodini zu Geld gemacht, ebenso einige ihrer eleganten Toiletten. Was noch da war, mußte sie behalten; denn nur in dieser höchsten Bedürfnis war ja das mit Menginisch entrierte Konzert ihre einzige Rettung.

Aber Diether durfte nichts abgeben. Und sie selbst konnte die äußerste Entschlossenheit auch nicht überleben, wenn sie sich zum Aussteigen einigermassen frisch und kräftig erhalten wollte.

„So tat sie denn den schweren Schritt und bot Rede um zweijähriges Markt.“

Die Summe kam umgehend, begleitet von einem treuen, ermutigenden Brief.

Adelsleid war wie erlöst, aber dennoch brannte sie jedes Stück von der Schwefel saurer verdientes Geld wie Feuer.

Immer ausschließlich sah sie die einzige Hilfe in ihrer Kunst und schenkte den Tag des Konzertes wie den Tag ihrer Rettung herbei.

Und endlich war es da. Nun doch zu früh für ihre Kraft und Fassung. Natürlich war von der Duellgeschichte wahrer und Unwahrer genügend durchgesetzt, um die Reizung zu reizen und ihren Namen in den Mund der Leute zu bringen.

Der Meslapparat arbeitete mit glänzendem Erfolg. Selten verstigte er über so viel und so interessanten Stoff.

Wenginisch lächelte in stolzer Befriedigung: Nun stand doch Adelsleid von Beelen neben seinem Namen auf dem Programm!

Sie hatte sich in den letzten Tagen heimlich zu den Proben geschlichen. Eine Diatonisse nahm währenddessen ihren Platz am Betle ein.

Diether fragte nicht, und sie verzog diese Wege wie etwas Unrecht vor ihm.

Kam sie dann zurück, so streifte er ihr Gesicht mit einem kühlen, milden Blick.

Heute Abend folgte die Probe bei ihm bleiben, die Stantschpovier mußte gegen neun Uhr zu einer anderen Pflege.

Adelsleid sagte ihm Abschied, bevor sie Toilette machte. Ihr Herz war schwer. Jeder Nerv zitterte.

Ihr erstes Auftreten, und dazu geistig und körperlich ermattet. Von Angst geschüttelt, bockte sie oft: „Wenn ich veragelte! Wenn ich vor Aufregung die Nacht über die Stimme verlore!“

(Fortsetzung folgt.)

Abwägungen.
Behaglich summt die gastliche Samaritaner. Im Wohlgefühl sympathischer Harmonie in unserer kleinen Kreise kamen wir auf Antipathien zu sprechen, jene durch feinerliche Vernunftgründe zu erklärende Abneigung, die uns manche Menschen einfließen. Obwohl man von ihnen durch Dritte viel Gutes hört, beliebt sogar selbst allerlei beobachtet, was uns Achtung und Wertschätzung abringen müßte, bleibt immer etwas in uns bestehen, was sich auflehn gegen jene uns Unghmpathischen.

„Ich verlasse mich darin ganz auf mein Gefühl!“, sagte die temperamentvolle junge Frau. „Wenn ich nicht leiden kann, an dem ist auch ganz sicher irgend etwas nicht in der Reih.“

„Haben Sie damit noch nie jemand unrecht getan?“ meinte die von uns allen wegen ihrer reifen, abgeklärten Lebensauffassung verehrte Gastgeberin.

„Nicht, daß ich wüßte. Es sei denn, daß Sie schon ein Unrecht darin finden, jemand die Abwägung merken zu lassen.“

„Aberdings, liebe junge Freundin. Ist es Ihnen nicht selbst auf peinlich, wenn Sie gelegentlich auf rechtliche Abwehr stoßen, wo Sie Entgegenkommen erhoffen?“

„Dann tröste ich mich eben damit, daß der andere mich nicht verfehlt, mich gar nicht verstehen kann nach so flüchtiger Bekanntschaft, weil man doch nicht gleich reflexlos sein Inneres preisgibt.“

„Und die Intuition? Das, was Sie anfangs gerade als das Leitende, nie Zurechtfindende bezeichneten?“

„Das ist nicht allen Menschen eigen. Aber ich kann mich darauf verlassen, wie mir zahlreiche Erfahrungen beweisen.“

„Es mag sein. Nur denke ich, daß die meisten Menschen sich viel zu sehr gerade von dem herant unkontrollierten Gefühlen gegeneinander beeinflussen lassen. Weil uns in Augenblicke diese oder jene Einzelheit nicht gefällt, halten wir den ganzen Menschen für unghmpathisch und werfen damit oft Worte, die erst nach eingehendem Schürfen uns zugänglich geworden wären. Ich will durchaus nicht bestreiten, daß es Sym- und Antipathie auf den ersten Blick gibt. Ob sie aber wirklich berechtigt, hat sich in jedem Einzelfalle erst zu erweisen. Zahlreiche unglücklich gewordene Liebesheiraten sprechen dagegen. Und ebensooft kann uns eine Abneigung auf den ersten Blick zerschüttern, weil wir vielleicht einfach nicht den Schlüssel zum Wesen jener Menschen haben. Richtiger ist wohl, jedem erst Gelegenheit zu nähern Kennenlernen zu geben.“

Ich selbst muß gestehen, daß ich nicht selten vom ersten Eindruck gelöst wurde und später mein Urteil erheblich korrigieren mußte. Die innere Beschämung darüber erpare ich mir nun lieber durch Vorsicht meinen eigenen intuitiven Abwägungen gegenüber.“

„Richt aufstehen. Junge Frau: Heute werde ich toten. Mann: Warum denn?“
Frau: Wozu hat es mir gerettet. Mann: Geh, daß dich doch nicht gegen mich aufheben.“

Die gesegnete Träne.
Eine Legende von Gorch Vonogel.

Diese Jahre waren hingegeben, seitdem das Menschenpaar aus dem Paradies vertrieben worden war. Manden Ader hatte Adam gepflügt und zur Fruchtbarkeit gezwungen, und Eva hatte viele Kinder geboren, Töchter mit weichen blonden Locken und heilige Söhne, die schon mit dem Vater zu Jagd und Fellschlag zogen, während die Kleinen noch nichts konnten, als Blumen pflücken oder mit ungeschälten Handbrot nach einem Schmetterling greifen.

An einem Sommerabend sah das Menschenpaar vor der Hütte, die es sich einst gemauert hatte, und sah, wie der arbeitsbeige Tag in Ruhe und Mühe verdammerte. Von einer Wiege her scholl das Lachen der Kinder, die hellen Stimmen der Mädchen und der stampfende Schritt der Jünglinge, die sich auch jetzt noch im Weidlauf übten. Eva hatte den Kopf an die Schulter ihres Mannes gelegt, der ihr mit leisen, regelmäßigen Strichen über das Haar glitt. Mit einem Male aber hielt er inne, sah er eine blonde Strähne, in die sich schon weiße Fäden schlangen, zeigte sie Eva und fragte: „Hast Du es schon gesehen, Eva?“

„Hast Du es auch an mir schon gesehen?“
„Hast Du es auch an mir schon gesehen?“
„Sie lächelte.“
„Freilich, Dein Kopf glüht schon wie die Heden im Herbst, wenn die langen, weißen Fäden sie umspinnen!“

In Adam stieg ein dumpfer Sämerg empor.
„Weißt Du auch, Eva, was unsere Silberfäden bedeuten?“

Nein, sie wußte es nicht, konnte es wenigstens nicht mit einem Worte sagen. Nur eine große, ahnende Müdigkeit hatte sie in letzter Zeit manchmal wohl gespürt, und ein Gemäch nach dem verlorenen Paradies, wie niemals in all den Jahren, da der Jörn des Herrn über ihnen gelegen war. Sie sah aber, daß Adams Miene finster war und wollte sie ihn erheitern:

„Weißt Du, ich denke mir, sie werden sein, wie der Winterpel, den manche von unseren Tieren anziehen, wenn es kalt wird. Nur tragen sie ihn auf dem Leib und wir tragen ihn auf dem Kopf!“

Sie lachte ihr süßes, gutes Fräulachen, über dem Adam einst alle Schätze des Paradieses vergessen hatte. Er aber entgegnete gequält: „Ja, unser Winter kommt! Aber er wird anders sein, glaube ich, und viel schrecklicher, als der Winter der Tiere, die ihn in einem langen Schlaf vergessen dürfen!“

Und Eva, die den Mann seinen trüben Vorstellungen entreihen wollte:

„Vielleicht, nein, gewiß ist es auch anders! Erinnerst Du Dich noch, wie wir im Paradies waren und die Engel mit uns sprachen? Die hatten auch einen silberigen Schein um die Häupter und vielleicht schied Er ihn uns zum Zeichen, daß Er uns vergeden hat und daß wir zu ihm heimkehren dürfen!“

Adam entgegnete nichts, aber als jetzt das Lachen der Kinder besonders laut herüberholl, stand er zornig auf und ging in die Hütte.

Wenige Tage später schritt Ludwig an dem Ader vorbei, auf dem das Menschenpaar das Korn in Garben band. Wie Adam den gefallenen Engel sah, leh er von der Arbeit ab, trat mit Eva zu ihm hin und sagte:

„Luzifer, Du weißt so vieles, so sage uns auch dies: Was können die weißen Fäden auf meinem und meines Weibes Haupt?“

Luzifer blüde auf die betretenen Köpfe:
„Sie können das Alter!“
„Und was kündet das Alter?“
„Den Tod!“

Da schrie Adam empört auf:
„Oh, so werden meine Söhne über den Ader schreien, den ich bebaut habe, ihrem Hoffen und Wogen wird die Welt gehören, während ich entsetzt an der Erde liege und mich mit der Erinnerung begnügen muß. Und Er wird mich rufen, noch ehe der Lebermut meiner Söhne vor dem Lebermut meiner Enkel erbleicht, wird mir nicht die Genugtuung lassen, daß an ihnen getan wird, was sie an mir toten. O, wie grauam und unerbittlich ist das, denn nichts Schrecklicheres weiß ich, als altern zu müssen, während die Kinder jung bleiben.“

„Aus seinem Auge tropfte eine Jörnesträne, die Luzifer auffing und schwebend lächelnd in der Hand hielt und her rollte. Während er sie spielend zu einem kleinen Kristall formte, fragte er Eva:

„Und Du, Eva, was meinst Du?“
Das Gesicht der Menschenmutter lag wie unter einem Schleier von Tränen. Mit einer verzweifelte Gebärde hob sie die Hände zu dem gefallenen Engel empor:

„Ja, Adam hat recht. Nichts Schrecklicheres weiß ich auf der Welt, als daß ich vielleicht doch einmitleiden muß, wie meine Kinder altern!“

Luzifer reichte Adam den Kristall,

den er im Spiele aus der Träne geformt hatte:
„Nimm ihn, Adam, für die Zeit, da das hohe Alter über Dich kommt und Dein Auge getrübt wird für die Dinge der Welt. Wenn es so weit ist, dann blüde auf Deine Söhne durch die Träne Deines neidvollen Manneschmerzes, und dann merke, auch an ihnen das Raben des Alters erkennen. Die erste Folte und die erste Müdigkeit wirst Du durch die Kraft dieses Kristalles abnehmen und den Tag, an dem sie den ersten Schritt abwärts tun müssen.“

Hastig griff Adam nach dem Geschenkt Luzifers, der sich schwebend zum Sehen wenden wollte. Doch Eva stellte sich ihm in den Weg und rief lebend:
„Und mir gibst Du nichts? Ihm hast Du die sonstige Träne gesegnet und mich lässest Du allein mit der größten Qual, die mein Herz in all den Jahren je erduldet hat!“

In den harten Augen des gefallenen Engels glänzte es wie ein Widerschein ihres tiefen Leidens. Er sprach:
„Du große Tröster, was kann ich Dir schenken? Wie kann ich Deine Tränen segnen, da Dein Herz sie schon gesegnet hat? Wie Adam seine Söhne durch die Träne des Reides, wirst Du Deine Kinder durch die Tränen Deiner Angst erlösen, und darum werden sie für Dich immer jung, immer schön und kraftvoll bleiben, wirst es nicht merken, wenn auch über sie Alter und Altersnot kommt!“

Er war gegangen.
Das Menschenpaar sah ihnen nach, bis das große, dunkle Flügelpaar am Horizont verschwunden war. Adam beschloß, daß er in künftigen Tagen den Leid seiner Söhne auf die Erde mitleiden durfte, Eva aber lenkte das verdweinte Gesicht voll Dankbarkeit, weil sie nie würde weinen müssen, wie ihre Kinder altern.“

Die Volksfete und der Tod.
In den ländlichen Kreisen und unteren Schichten des Volkes beschränkt sich die Kückheit und Schonung den tranten Angehörigen gegenüber gar oft auf ein Mindestmaß. Dem Patienten die Gefahr seines Zustandes zu verheimlichen, hält man meist nicht für nötig. Im Gegenteil: oft weiß die Umgebung des Kranken nichts Besseres zu tun, als das Leben möglichst schlimm hinzustellen und ähnliche Fülle mit üblichem Ausgang zu schüren. „Der hat's auch so gehabt und ist nicht wieder gesund geworden.“ Das ist eine beliebte Wendung.

Für die Art und Weise des Umgangs mit Kranken, die sich dem Tod nahe fühlen, seien hier einige der Wirklichkeit entnommene Beispiele aus dem ländlichen Volksleben in Süddeutschland mitgeteilt. Ein alter Bauer ist im Spätsommer schwer erkrankt, und der Arzt gibt wenig Hoffnung auf Erhaltung seines Lebens. Die mit dem Kranken in zuweilender Ehe lebende Frau sieht bangheringend an seinem Bett und beschwört ihn: „Ach, Alter, sterb mir nur und (sehnend) net, jetzt, wo wir im Haus is, sei Wurstich und sei Scheckin, sei Sped und sei Bier! „Wie soll ich 'n da die Leich' austragen?“ Zur Erklärung diene, daß auf jedem Haus des betreffenden Dorfes die Braugerechtigkeite ruhe. Das leichte Hausbier hielt sich aber nur bis zur Ernte. Die Vorräte der Winterkühlerei: nügen sich gegen den Herbst hin auch meist ihrem Ende zu und dann ist Schmalhans Küchenmeister. Hier trat also der Schmerz, den der Gedanke an den nahen Tod eines Angehörigen zu weilen weigert, in gänzlich hinter der Sorge um den Leichenschnauz zurück. Mutet das den Gedulden auch sonderbar an, so wirkt es doch nicht so verkehrt wie die Antwort eines Bauern, den seine todbrante Frau bat, Licht anzustellen, da sie glaube, es gebe zu Ende mit ihr. „Hab mei Lebtag noch net gehört, daß einer zum Sterben Licht braucht.“ Damit fertigte dieser Gemütsmenschen die letzte seiner sterbenden Lebensgeschichte ab. Sein Gebiet des Humors gehörte die dritte Geschichte. Die Frau eines Waldarbeiters ist schon lange lebend und quält ihren Mann nicht wenig mit ihren Lamen und Klagen. Es wird schlimmer und schlimmer mit ihr und eines Abends stöhnt sie: „Alter, mir ist's so arg schlecht. Das ist's letzte, ich hüt 's, und 's ist mir auch recht, 's ist gut für mich, ich mag ja gar nimmer leben.“ „Nur, meint der Mann, „wenn du bestück, daß du dich kannst verbessern, ich will dir net hinderlich sei.“

—Spekulant. Schriftstellerin: Meine Körperliche wird mir unangenehm; jetzt schreibe ich ein Werkchen. „Wie ich schlant wurde“... und mit dem Erscheine sah ich drei Monate nach Marienbad!“

—Im Restaurant. Ober: Na, wie fanden der Herr heute das Beefsteak?
Gast: Nachdem ich mir die Brille angeseht hatte, unter dem Kartoffelbutter!

Unsere Schnittmuster-Offerte.

Jedes Muster 15 Cents.
Einfaeder Hosenanzug mit Draperie.
No. 7705.



Ein einfaeder Hosenanzug mit Draperie. Ein einfaeder Hosenanzug mit Draperie. Ein einfaeder Hosenanzug mit Draperie.

Das Modell hier zeigt den besten Umfassen und auch die Manfassen sind vom gleichen Schnitt. Man kann in diesem Sommer an allen Orten aus diesen Stoffen finden wir. Gebrauch werden zu diesem Schnittmuster für mittlere Größe 3 Yard Material bei 36 Zoll Breite. Vorrätig ist es in 10 Größen: 28-44.

Bestellungs-Anweisungen:
Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich geschrieben an und schide den Coupon nebst 15 Cents für jedes bestellte Muster an das:

Omaha Tribune Pattern Dept.
Der „Omaha Tribune“ Coupon.
Ich wünsche Muster No.
...Zoll Brust- oder Taillenumweite.
(Nahre bei Kinder(sach).
Name
No. Straße.....
..... Stadt

Schlimmstes Schiffstargo.

Nach manchen Artikel, die gefährlicher sind als das Dynamit!

Natürlich ist das Dynamit als Ladung von Ozeanschiffen gefürchtet genug, und viele „Landratzen“ mögen dasselbe für das unheimlichste Targo halten. Aber wenn man den Matrosen selbst fragt, so wird man zur Antwort bekommen, daß er zwar allen Respekt vor dem Dynamit hat, daß es aber noch bössere Dinge zum Füllen des Ladungsraumes gibt!

Da ist u. a. das Kollum-Karbid, aus welchem das wundervolle Gelytengas für Lampen von Zweierbären, Automobilen usw. erzeugt wird. Dieser Stoff entzündet sich bekanntlich durch Zutritt von Wasser; aber das verflüchtigt sich behändig, wenn Karbid der Luft ausgesetzt ist.

Vor noch längerer Zeit wurde die Hamburger „Tee“ dienteinstufig in den Sund von Plymouth gescheppt; sie hatte 200 Tonnen Karbid an Bord. Sofort auf die Kunde hiervon ließ der Kapitän — Befehlshaber zu Danowport sämtliche Kriegsschiffe in Sund kühlsten und verbot der „Tee“ zum das strengste, für Reparaturen einzulassen, bis ihre ganz hochgefürchteten Targo durch eine Horde des Kriegsdepartements weggebracht war! Das zeigt jedenfalls zur Genüge, in welchem Ansehen dieser dämonische Stoff steht.

Alle Chemikalien gehören zu dem allergefährlichsten Schiffstargo; zwei der meistaen schlimmsten darunter sind Salpetersäure und Schwefelsäure, und diese werden jährlich in Zehntausenden von Tonnen durch Schiffe befördert! Vor etwa zwei Jahren geriet der Dampfer „Michigan“ von der Rhönitz — Linie auf einer Westwärtsfahrt über den Atlantischen Ozean in einen schweren Sturm. Das Schiff hatte gerade eine Verladungs von Schwefel- und Salzsäure, in lauter metallischen Trommeln. Eine große Sturzwelle traf den Bug, bedeckte das Vordeck, und eine Anzahl der angeschundenen Trommeln wurde losgerissen und auf dem Deck herumgeschleudert. Der Kapitän rief Freiwillige auf, um die letzten Trommeln über Bord zu werfen!

Es fanden sich auch Beherzte, welche dem Auftrufe entsprachen; aber manche der hin- und hergeschleuderten Trommeln waren led geworden, und die unheimliche Säure brannnte wie Feuer in das Fleisch! Eine Stunde oder mehr dauerte die furchtbare

„Schlacht“, und ein Mann nach dem anderen mußte den Kampf aufgeben und im unteren Schiffsraum seine schrecklichen Wunden verbinden lassen. Endlich kam Hilfe, sehr unerwartet, durch eine andere gewaltige Sturzwelle; diese schoß unwiderstehlich über das ganze Deck von einem Ende zum anderen, und sie nahmen das ganze Targo der Säuren mit — und einen Teil des Verdeckes mit — auch. Der Kampf hatte damit seinen Abschluß erreicht, und trotz des entsetzlichen Wetters atmete die Besatzung erleichtert auf.

Zu den schlimmsten Schiffsladungen gehört auch Baumwolle! Wenn auch nur ein bisschen Öl, gleichviel, welches, mit Hochbaumwolle in Verbindung kommt, so gibt es ein sogenanntes Selbstzündungsfeuer. Ein einziger Ballen Baumwolle, welcher sich teilweise z. B. mit gelochtem Feinsand abgetränkt hat und ganz unten im Schiffsraum liegt, ist in jeder Hinsicht ebenso gefährlich, wie eine langsam brennende Zündschnur in einer Bombe.

Ein sehr bössartiges Targo hatte auch der vorgenannte Dampfer „Dorturno“ auf seiner letzten Fahrt. Dort unten waren Fässer voll Spirit, Teer und Oelen, ferner viele Trommeln mit mancherlei Chemikalien, und außerdem Lumpen- und Lormoos. Kein Wunder, daß das Wasser so wenig Wirkung auf das Dampfen der hieraus entstehenden Flammen hatte! Sollten Schiffe, die der verbotenen Passagierbeförderung dienen wollen und allen Anspruch auf moderne Sicherheitsverkehrungen erheben, sich mit solchen Arten Targo füllen? — Eine solche Frage stellen, heißt wohl in künftigen Schiffsverkehrs-Konferenzen, sie verneinen.

—Schwerer Entschluß.—
„Wie, Ihr Mann ist ins Bett gegangen; jetzt auf den späten Nachmittag?“
„Ja, der muß sich bis diesen Abend entschließen, ob er den Posten als Gemeinderatsmitglied annehmen will, der ihm angeboten worden ist... und da will er noch mal erst drüber schlafen!“

—Ein gutes Mitglied.—
„Unser Gefangener hat in diesem Jahr ein hervorragendes Mitglied gewonnen ... der Fleischereimer: Czizig ist nämlich beigetreten!“
„Hat der eine besonders gute Stimme?“
— „Singen kann er gar nicht, aber an jedem Vereinsabend pflegt er zwanzig Paar Bierwürfel!“

In Tibet werden wie Badstube geformte Teelampen, die etwa 5 Pfund wiegen, vielfach als Leucht- mittel, resp. verwendet.